Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 10 (1937-1938)

Heft: 4

Artikel: Warum nicht Schweizerdeutsch? (II) [Fortsetzung]

Autor: Guggenbühl, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-852541

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Schwererziehbaren und Psychopathen so weit bringen, daß sie der Allgemeinheit nicht zur Last fallen, oder wenn wir verhindern, daß sie kriminell werden.

Weit wichtiger erscheint mir noch ein anderer Gesichtspunkt, von dem aus gesehen sich die Psychopathenerziehung rechtfertigt: recht viele Psychopathen sind sich ihrer Abnormität mehr oder weniger bewußt, sie fühlen sich als Vereinsamte und Ausgestoßene, sie reagieren aus Ressentiment gegen ihren unglücklichen Zustand asozial — und es geziemt uns als den Glücklicheren, ihnen zu helfen, so gut uns dies möglich ist. (Schluß.)

Warum nicht Schweizerdeutsch? (II)

Von Dr. ADOLF GUGGENBÜHL, Zürich.

Warum wir ein Volk von Stummen sind.

Der Grund, warum in den Schulen das Schweizerdeutsche so wenig gepflegt wird, liegt nun ja nicht in einer Abneigung gegen diese Sprache schlechthin, sondern darin, daß man bestrebt ist, den Schülern die nötige Fertigkeit im Gebrauch des Hochdeutschen beizubringen.

Wäre nun nicht zu befürchten, daß diese Fähigkeit bei vermehrter Pflege des Schweizerdeutschen leiden würde? Ich glaube, das Gegenteil wäre der Fall. Die fehlerhafte Aussprache des Hochdeutschen bildet gegenwärtig eine Quelle ununterbrochenen Aergers für viele Lehrer. Ein großer Teil der Schüler ist einfach nicht dazu zu bringen, das Hochdeutsche nur einigermaßen richtig auszusprechen. Viele, insbesondere viele Knaben, weigern sich direkt, z. B. ein Gedicht so aufzusagen, wie es in Deutschland üblich ist, und täten sie es, würden sie von ihren Kameraden ausgelacht.

Die Erwachsenen verhalten sich nicht viel anders. Ein Politiker, der richtig hochdeutsch spricht, wäre unmöglich. Man verlangt, daß er sich schriftdeutsch, mit stark mundartlicher Färbung ausdrücke. Dieser Widerstand erklärt sich ohne Schwierigkeit aus der jetzigen Lage. „Hochdeutsch", denken die Buben, „ist die Sprache der Deutschen, wir sind aber Schweizer und wollen es bleiben. Also, wenn schon hochdeutsch gesprochen werden muß, dann mit schweizerischer Färbung."

Diese Demonstration am falschen Objekt würde verschwinden, wenn der Lehrer den Schülern sagen könnte: „Ja, wir sind Schweizer und unsere Muttersprache ist Schweizerdeutsch. Wir schätzen diese und pflegen sie in der Schule, so gut wir können. Daneben aber geben wir uns Mühe, das Hochdeutsche, diese für uns wichtigste Fremdsprache, so gut zu erlernen, wie es uns möglich ist. Genau so, wie wir bestrebt sind, französisch so zu sprechen, wie man es in Frankreich spricht, wollen wir deutsch so reden, wie es in Deutschland üblich ist."

Es gibt eine Anekdote, welche das Problem „Schweizer und Aussprache des Hochdeutschen" gut illustriert. Ein Schweizer Gelehrter mußte in Deutschland einen Vortrag halten. Er gab sich Mühe, möglichst reines „Bühnendeutsch" zu sprechen und hatte den Eindruck, es sei ihm auch nicht übel gelungen. Er erhielt aber die nötige kalte Dusche, als sich nach dem Vortrag ein Fachkollege äußerte, besonders habe es ihn gefreut, wieder einmal urchiges Schweizerdeutsch zu hören.

Die Geschichte ist leider nicht übertrieben, sie ereignet sich immer wieder aufs neue.

Als Ziel des Deutschunterrichts wird angegeben: Beherrschung der Muttersprache (wobei das Hochdeutsche gemeint ist) in Wort und Schrift. Man gibt sich den größten Illusionen hin, wenn man meint, bei der jetzigen Methode werde dieses Ziel auch nur einigermaßen erreicht.

Reden wir zuerst vom gesprochenen Wort:

Ganz abgesehen von der ungenügenden Aussprache gibt es in unserem Lande nur ganz wenige, welche imstande sind, hochdeutsch einigermaßen zusammenhängend zu reden. Was man gewöhnlich zu hören bekommt, ist eine Aneinanderreihung von dürren oder schwulstigen, auf jeden Fall durchaus unlebendigen Sätzen, vermischt mit den unglaublichsten Kathederblüten. Das Deutsche ist eine herrliche Sprache, aber das, was unsere Offiziellen sprechen, ist nicht deutsch. Die meisten kommen über einen phrasenhaften, papierenen Stil überhaupt nicht hinaus, wenn sie hochdeutsch sprechen; unsere obersten Landesbehörden, denen es ja sicher nicht an Uebung fehlt, nicht ausgenommen. Sie reden schlecht, unpersönlich, starr; kurz, sie reden in einer Sprache, die sie in keiner Weise beherrschen, eine Tatsache, die übrigens jedem Deutschen, der in der Schweiz weilt, auffällt.

Man nehme sich einmal die Mühe, diese hochdeutschen Sätze aufzuschreiben. Fast jeder Satz ist grammatikalisch oder sonstwie zu beanstanden. Da hört man von „Würfeln, die auf die schiefe Ebene gefallen sind", von „einem Nagel, den der Redner abgeschossen hat", von „einem Vogel, den ein anderer auf den Kopf getroffen hat" usw. usw.

Dabei werden die, die diese Phrasen machen, von ihren Landsleuten als die großen Redner bestaunt. Die allermeisten sind überhaupt nicht imstande, einige zusammenhängende Worte zu sagen ohne sie abzulesen. Ich habe mehr als einmal Versammlun-

gen beigewohnt, in denen der Vorsitzende jedes, aber auch jedes einzelne Wort ablas. Man behandelte z. B. „Traktandum 3: Nächste Zusammenkunft".

In den Notizen dieses Versammlungsleiters war dieses Traktandum folgendermaßen vorbereitet: „Wir schreiten nun zu Traktandum 3: Nächste Zusammenkunft. Der Vorstand schlägt Ihnen vor, daß wir in vier Wochen, also am 5. März, die nächste Versammlung abhalten. Sind Sie damit einverstanden? Aus Ihrem Stillschweigen entnehme ich, daß das der Fall ist."

(Oder: „Herr X schlägt den 8. März vor. Ich lasse darüber abstimmen. Wer ist für den Antrag des Vorstandes? Wer ist für den 8. März? Der Antrag des Vorstandes ist mehrheitlich angenommen (oder: Der Antrag des Herrn X ist mehrheitlich angenommen). Die Versammlung findet also am 5. März statt.")

Wenn erwachsene Menschen von dieser krankhaften Sprachangst befallen sind, daß sie sich nicht getrauen, nur ein Wort frei zu reden, da kann man doch beim besten Willen nicht von Beherrschung der Sprache reden.

Nein, hochdeutsch reden können wir wahrhaftig nicht, schweizerdeutsch können wir aber auch nicht, wir haben es glücklich so weit gebracht, daß wir zwischen Stuhl und Bank sitzen. Unsere Muttersprache haben wir verlernt, die wichtigste Fremdsprache, das Hochdeutsche, haben wir nicht richtig gelernt, so sind wir eigentlich zu einer Nation von Taubstummen geworden.

Was jeder analphabetische sizilianische oder spanische Bauer oder arabische Nomade fertig bringt, aufzustehen und über ein Gebiet, das er beherrscht, vernünftig und frei zu reden, diese elementare Fähigkeit haben wir verloren. Welch beschämende peinliche Stille entsteht bei uns jedes Mal, wenn eine Diskussion eröffnet wird! Niemand wagt aufzustehen. Und wie unüberzeugt und kläglich sind die Voten selbst. Das ist in andern Ländern anders.

Man wende nicht ein, die Sprachunfähigkeit hänge mit unserer Temperamentlosigkeit zusammen. Die Engländer, die sich sicher nicht durch überschäumendes Temperament auszeichnen, sind uns sprachlich weit überlegen. Von den Deutschen, den Franzosen, den Russen, den Amerikanern nicht zu reden! Nein, es ist bei uns eine ganz unnatürliche Verkümmerung eingetreten. Die Wirkungen, auch die indirekten, sind verheerend. Eine Sprache braucht der Mensch, das „Reden können" gehört zum vollen Leben wie das Singen, Gehen und Tanzen. Das Gehemmte, Gedrückte, unter dem viele von uns leiden, rührt nicht zuletzt daher, daß wir die Gabe verloren haben, das, was uns drückt oder freut, zum Ausdruck zu bringen. Auch uns gab ein Gott, zu sagen, was wir leiden, aber wir wußten mit dem Geschenk nichts anzufangen. Nein, schlimmer als die sprachliche Situation gegenwärtig ist, kann sie überhaupt nicht werden.

Pflege der Muttersprache an höheren Schulen.

Von Dr. E. MAX BRÄM, Basel.

„Viele Worte machen, um wenig Gedanken mitzuteilen, ist überall das untrügliche Zeichen der Mittelmäßigkeit", sagt Schopenhauer. Diese Mittelmäßigkeit macht sich breit überall, wo nicht bewußt Sprache geformt, wo nicht mit Sorgfalt der treffende Ausdruck gewählt wird, wo eine Kluft sich auftut zwischen Wort und Gedanke. Geklagt über das Unvermögen unserer Mittelschüler, sich genau auszudrücken, wird sattsam, an Universitäten und im Handel; Wege aber zur Behebung der Mängel werden sparsam nur gewiesen. Könnte nicht folgender Weg zum Ziele führen?

Das Betrachten guter Stilproben großer Meister, das Zerlegen in Bestandteile, das Erfassen der inhaltlichen Werte verschiedener Begriffe bilden nur die eine Seite der Stilübungen; denn immer hat der Schüler es dabei mit Wiedergabe von bereits Geformtem zu tun. Wertvoll ist das Vorbild, dem wir nachstreben können; aber ein jeder muß lernen, in der Sprache seinen eigenen Weg zu finden. Stilanalyse wird oft betrieben, Stilbildung zu wenig. Der Wert der Stilanalyse liegt in der Schärfung des Urteils, im Erwerb der Erkenntnis des Richtigen und Trefflichen. Das ist der halbe Weg. Er führt durch sanftes Gelände. Steiniger ist das zweite Stück.

Man kann den Schüler nur zur eigenen Stilbildung führen, indem man mit ihm geht, mit ihm arbeitet, d. h. also die Uebungen in der Schulstunde macht. Man darf ihn anfangs nicht allein lassen. Kaum läßt sich Kerschensteiners Arbeitsprinzip besser verwerten als bei der Pflege der Muttersprache. Wie beginnt man? Mit der Schulung des Ohres. Mancher Lehrer vergißt sich im Eifer. Nur zu oft muß der Schüler lauter Redeschwall über sich ergehen lassen. Ein Ohr ist aber kein Schwamm. Daher wähle ich einen kurzen, knappen Spruch von guter Form, etwa aus den Maximen Goethes, aus Nietzsches Werken, aus Hebbels Tagebüchern usf., spreche ihn langsam, deutlich und eindrücklich vor, ein- bis zweimal, je nach Bedürfnis. Ein paar Minuten sitzt der Schüler denkend darüber. Dann wiederholt er, wörtlich, wenn sein Gedächtnis stark ist, in neuer Form, wenn er die Worte nicht behalten kann. Die Hauptsache: der Gedanke muß mindestens so gut wiedergegeben sein, daß er nicht schlechter erfaßt wird als durch das Original. Sind diese Uebungen einige Male gemacht worden, so beginnt die eigene Formung.

Die Schüler erhalten Themen, welche sie in wenigen Sätzen behandeln, die knapp und klar das ihnen als wesentlich Erscheinende enthalten müssen. In fünf bis fünfzehn Minuten werden Sprüche geformt über: Der Hund — das Pferd — die Landstraße usf. die leichteren und konkreten — Tugend — Tod — Vorzüge des Mannes — Vorzüge der Frau — mein Lieblingsschriftsteller